

graben. Etwas anders hatten wir uns denn den doch gedacht. Und als wir dann erst die Unterstände, unsere Erdhöhlen sahen, da machte doch mancher ein dummes Gesicht. Auch da stand alles unter Wasser. Stroh war nicht da. Die Decke überm Kopf war nicht dicht. Der Ofen war kalt. Wir sagten: Wenn's doch bloß erst hell würde! Liegen konnten wir da nicht. Da sind wir denn in der Nacht im Wasser hin und her getrappt. Natürlich ging das Wasser durch die Stiefel. Und man konnte ordentlich fühlen, wie die Kälte von den Füßen durch den ganzen Körper stieg. Endlich war's hell. Nun ging's denn an die Arbeit.

[...]

[78] Und die Kanonen, Herr Kruse?

Ja, Junge, die Schrapnells, die schlagen immer von vorne ein. Und da sind wir ja durch den Erdwall geschützt. Am schlimmsten ist's mit den Granaten, wenn die gerade mal in den Graben hineinfallen. Dann fliegen die Brocken. Aber die Franzosen haben ja zu viele Blindgänger; ihr Pulver ist ja zu schlecht.

[...]

Sind Sie da dann auch verwundet worden?

Ja, sagte Kruse, ein paar Tage später. 48 Stunden lagen wir im Schützengraben, und dann ging's wieder 48 Stunden lang ins Quartier. [79] Und da, auf dem Rückmarsch, wir waren schon ein ganzes Stück vom Graben fort, da bekam ich den Schulterschuß. Ich merkte nicht viel davon, es war, als wenn ein Floh ordentlich sticht. Aber als ich dann hinguckte, da waren meine Finger so klebrig, und als ein Kamerad mit der Taschenlampe leuchtete, da war's Blut. Da hat mich dann gleich ein Kamerad verbunden. Und ein anderer trug meine Sachen. Ja, und dann bin ich erst nach dem Verbandplatz gekommen und dann ins Kriegslazarett und liege nun schon drei Wochen in Hagen.

Sieh, Junge, das Loch kannst du noch sehen, das die Kugel gerissen hat im Rock – hier ging sie hinein, auf dem Rücken wieder hinaus.

Jugenderzählungen

Gemeint sind hiermit Erzählungen, die vom Austritt aus der Kindheit handeln und den (in der hier getroffenen Auswahl ausschließlich männlichen) jugendlichen Helden bei seinen Bemühungen zeigen, einen Platz in der Welt der Erwachsenen bzw. der Arbeitswelt zu finden. Was in diesem Lebensabschnitt den Mädchen widerfährt, wie sich die Einzwängung in die vorgegebene weibliche Geschlechterrolle vollzieht, ist Thema der sog. »Backfisch«-Romane, die in einem gesonderten Band dokumentiert werden. Zu den Jugenderzählungen wird hier Theodor Storms Novelle »Pole Poppenspüler« geählt, auch wenn in ihr der Kindheitsdarstellung ein so breiter Raum gewährt ist, daß sie in ihrem ersten Teil als Kindheits Erzählung bezeichnet werden darf. Doch legt schon die (hier wiedergegebene) Rahmenhandlung es nahe, auf Rezipienten fortgeschritteneren Alters zu schließen. Zudem bleibt die Kindheitsgeschichte bezogen auf die später durchaus prekäre Integration des Helden in die Gesellschaft, die im Spotnamen »Pole Poppenspüler«, der bekanntlich den Ausgangspunkt der Novelle bildet, ihre Stigmatisierung erhalten hat.

Der Stormschen Novelle ist in den nachfolgenden Jahren kein nennenswerter jugendliterarischer Erfolg zuteil geworden. Dies ändert sich erst mit ihrer jugendliterarischen Wiederentdeckung durch Heinrich Wolgast, der 1896/97 die Novelle zu einem »Buche von allgemeiner Bedeutung und anerkannter Einzigartigkeit« erklärt und 1898 eine preiswerte Sonderausgabe »mit einem Begleitwort für Eltern und Erzieher« besorgt hat, von der 1905 bereits das 64. Tausend vorliegt. Entscheidend sind hierbei für Wolgast die »für die Jugendschriftensache so hochbedeutsamen Worte«, die der Autor an die Entstehung dieser »Meisternovelle« geknüpft habe. Es handelt sich neben einigen brieflichen Äußerungen in erster Linie um das Nachwort zur Buchausgabe

von 1875, in der Storm sich zur »Jugendschriftstellerei« äußert. Es heißt hier: »Die Schwierigkeit der Jugendschriftstellerei war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgestanden. Wenn du für die Jugend schreiben willst«, – in diesem Paradoxon formulierte es sich mir – »so darfst du nicht für die Jugend schreiben! – Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst.« Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend geeignet war.« Man darf in diesen Sätzen Storms eine Vorwegnahme des Kerns der jugendliterarischen Position Heinrich Wolgasts sehen; letzterer scheute sich denn auch nicht, sie zum »Evangelium der Jugendlektüre« zu erheben. Ab Ende der 90er Jahre wird der »Pole Poppenpäler« für den der Kunsterziehungsbewegung zuzurechnenden Teil der Jugendschriftenkritik zur Programm-Novelle, zum erstangigen Beweisstück ihres Kernsatzes: »Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein.«

Die »Geschichte eines jungen Arbeiters« von Jürgen Brand liest sich anfänglich wie ein kritischer Dorf- bzw. Heimatroman, spielt sie doch in den ersten zwei Dritteln in einem abgelegenen Heidedorf. Die Bedrohung der Dorfwelt kommt von außen, von der Stadt her: Es ist die Industrialisierung, die die ländliche Welt unwiderruflich dem Untergang preisgibt. Der Weg des Landjungen führt in die Stadt und die Fabrik, in sozialer Hinsicht aus der Familien- und Dorfgemeinschaft in das Großstadtproletariat. Die Gradlinigkeit, mit der der junge Wullenweber zum vorbildlichen Sozialdemokraten wird, ist ein Anzeichen dafür, daß diese Figur nicht nach psychologisch-realistischen Maßstäben beurteilt werden darf. Dieser idealistischen Jugendgestalt mit ihrem

vorbildlichen Werdegang kann denn auch nur eine überpersönliche Schicksalsmacht, das dämonisierte Maschinen- und Fabrikwesen, ein Ende bereiten – ein Ende, dem menschheitsgeschichtliche Tragik anhaften soll.

Eine Vielzahl von jugendlichen Entwicklungsgeschichten vereinigt der zweite Pfäffling-Roman der Agnes Sapper, der vom Erwachsenwerden der Pfäfflingskinder handelt. Die wohl interessanteste ist die des jüngsten der Kinder, des künstlerisch begabten Frieder, von der einige Szenen hier wiedergegeben werden. Der eingelegte Künstlerroman kann jede Zuspitzung der in ihm eingelegten Gegensätze vermeiden, weil der Protagonist mit seinem väterlichen wie mütterlichen Erbteil von vornherein beides ist: Künstler und Bürger zugleich. Was lange Zeit als »unseliger Zwiespalt« in Frieder rumort, kommt schließlich in einem biedermeierlich anmutenden Kompromiß zur Ruhe. Es zeigen sich hier ein Zurückweichen vor den Herausforderungen der Moderne, eine letztendlich regressive Tendenz: Frieder kehrt in gewissem Sinne zur Mutter zurück.

In auffälligem Kontrast zur Verzagtheit der bisherigen Jugenderzählungen steht die Erfolgsstory von John Workmann, erdacht und ersponnen von Hans Dominik und Kurt Matull. Es findet sich hier die gleiche Dämonisierung des Maschinen- und Fabrikwesens wie bei Jürgen Brand; der Held freilich ist berauscht davon und glücklich obendrein, ein Rädchen in diesem Höllenmechanismus zu sein. Schier unglaublich, wie ein Tagtraum seiner Majestät, des Ich, nimmt sich der Aufstieg des jungen Workmann aus, unverblümt dreist die Lehre von den zwei Menschenklassen und geradezu unverfroren die exakt kalkulierte »Menschlichkeit«, mittels der sich der Held in seiner Gier nach abstraktem Reichtum aller moralischen Einschränkungen – und dabei nicht zuletzt auch der Mutter – zu entledigen weiß.

Die im heimatlichen Milieu, im eigenen Land angesiedelten Geschichten vom Erwachsenwerden eines männlichen Ju-

gendlichen zeigen eine merkwürdig regressive bzw. resignative Tendenz; sie suchen den Konflikten auszuweichen, präferieren Lösungen im Kleinen, raten zum Zurückstecken. Sie stehen damit in markantem Gegensatz zu den hochliterarischen Schüler- bzw. Adoleszenzromanen eines Emil Strauß, Robert Musil, Friedrich Huch, Hermann Hesse oder Thomas Mann. Im eigenen Land situierte Erfolgsstories sind anscheinend kaum glaubhaft zu machen; die amerikanische Ostküste erweist sich da als der geeignetere Schauplatz. Ganz und gar ungehindert entfaltet sich männliches Heldentum jedoch erst auf exotischen Schauplätzen, und so bietet dem jungen Leser am ausgiebigsten der Abenteuer-, der Wildwestroman dieser Zeit Phantasien vermeintlich gelungener Mannwerdung an, wofür im darauffolgenden Abschnitt Beispiele folgen sollen.

JULIUS LOHMEYER (Hrsg.)

Deutsche Jugend

1873–85

[4. Bd., 1874, 129]

Pole Poppenspüler.

Von Theodor Storm

Ich hatte in meiner Jugend einige Fertigkeit im Drechseln, und beschäftigte mich sogar wohl etwas mehr damit, als meinen gelehrten Studien zuträglich war; wenigstens geschah es, daß mich eines Tags der Subrektor bei Rückgabe eines nicht eben fehlerlosen Exercitiums seltsamer Weise fragte, ob ich vielleicht wieder eine Nähschraube zu meiner Schwester Geburtstag gedrechselt hätte. Solche kleine

Nachteile wurden indessen mehr als aufgewogen durch die Bekanntschaft mit einem trefflichen Manne, die mir in Folge jener Beschäftigung zu Theil wurde. Dieser Mann war der Kunstdrechsler und Mechanicus Paul Paulsen, auch deputerter Bürger unserer Stadt. Auf die Bitte meines Vaters, der für Alles, was er mich unternehmen sah, eine gewisse Gründlichkeit forderte, verstand er sich dazu, mir die für meine kleinen Arbeiten erforderlichen Handgriffe beizubringen.

Paulsen besaß mannigfache Kenntnisse und war dabei nicht nur von anerkannter Tüchtigkeit in seinem eignen Handwerk, sondern er hatte auch eine Einsicht in die künftige Entwicklung der Gewerke überhaupt, so daß bei Manchem, was jetzt als neue Wahrheit verkündigt wird, mir plötzlich einfällt: das hat dein alter Paulsen ja schon vor vierzig Jahren gesagt. – Es gelang mir bald seine Zuneigung zu erwerben, und er sah es gern, wenn ich auch außer den festgesetzten Stunden am Feierabend einmal zu ihm kam. Dann saßen wir entweder in der Werkstätte, oder Sommers – denn unser Verkehr hat Jahre lang gedauert – auf der Bank unter der großen Linde seines Gärtchens. In den Gesprächen, die wir dabei führten, oder vielmehr, welche mein älterer Freund dabei mit mir führte, lernte ich Dinge kennen und auf Dinge meine Gedanken richten, von denen, so wichtig sie im Leben sind, ich später selbst in meinen Primaner-Schulbüchern keine Spur gefunden habe.

Paulsen war seiner Abkunft nach ein Friese und der Charakter dieses Volksstammes auf's schönste in seinem Antlitz ausgeprägt; unter dem schlichten blonden Haar die denkende Stirn und die blauen sinnenden Augen; dabei hatte, vom Vater ererbt, seine Stimme noch etwas von dem weichen Gesang seiner Heimathsprache. Als die Frau dieses nordischen Mannes war braun und von zartem Gliederbau, ihre Sprache von unverkennbar süddeutschem Klange. Meine Mutter pflegte von ihr zu sagen, ihre schwarzen Augen könnten einen See ausbrennen, in ihrer

Jugend aber sei sie von seltener Anmuth gewesen. – Trotz der silbernen Fädchen, die schon ihr Haar durchzogen, war auch jetzt die Lieblichkeit dieser Züge noch nicht verschwunden, und das der Jugend angeborne Gefühl für Schönheit veranlaßte mich bald, ihr, wo ich immer konnte, mit kleinen Diensten und Gefälligkeiten an die Hand zu gehen. »Da schau mir nur das Buberl«, sagte sie dann wohl zu ihrem Mann; »wirst doch nicht eifersüchtig werden, Paul!«

Dann lächelte Paul. Und aus ihren Scherzworten und aus seinem Lächeln sprach das Bewußtsein innigsten Zusammengehörens.

Sie hatten außer einem Sohne, der damals in der Fremde war, keine Kinder, und vielleicht war ich den beiden zum Theile deshalb so willkommen, zumal Frau Paulsen mir wiederholt versicherte, ich habe grad' ein so lustigs Naserl wie ihr Joseph. Nicht verschweigen will ich, daß letztere auch eine [130] mir sehr zusagende, in unserer Stadt aber sonst gänzlich unbekannte Mehlspeise zu bereiten verstand und auch nicht unterließ, mich dann und wann darauf zu Gaste zu bitten. – So waren denn dort der Anziehungskräfte für mich genug. Von meinem Vater aber wurde mein Verkehr in dem tüchtigen Bürgerhause gern gesehen. »Sorge nur, daß du nicht lästig fällst!« war das Einzige, woran er in dieser Beziehung zuweilen mich erinnerte. Ich glaube indessen nicht, daß ich meinen Freunden je zu oft gekommen bin.

Da geschah es eines Tages, daß in meinem elterlichen Hause einem alten Herrn aus unserer Stadt das neueste und wirklich ziemlich gelungene Werk meiner Hände vorgezeigt wurde.

Als dieser seine Bewunderung zu erkennen gab, bemerkte mein Vater dagegen, daß ich ja aber auch schon seit fast einem Jahr bei dem Meister Paulsen in der Lehre sei.

»So, so«, erwiderte der alte Herr; »bei Pole Poppenspüler!«

Ich hatte nie gehört, daß mein Freund einen solchen Beinamen führe, und fragte, vielleicht ein wenig naseweis, was das bedeuten solle.

Aber der alte Herr lächelte nur ganz hinterhältig und wollte keine weitere Auskunft geben. –

Zum kommenden Sonntag war ich von den Paulsenschen Eheleuten auf den Abend eingeladen, um ihnen ihren Hochzeitstag feiern zu helfen. Es war im Spätsommer, und da ich mich frühzeitig auf den Weg gemacht und die Hausfrau noch in der Küche zu wirthschaften hatte, so ging Paulsen mit mir in den Garten, wo wir uns zusammen unter der großen Linde auf die Bank setzten. Mir war das »Pole Poppenspüler« wieder eingefallen, und es ging mir so in dem Kopfe herum, daß ich kaum auf seine Reden Antwort gab; endlich, da er mich fast ein wenig ernst wegen meiner Zerstreuung zurecht gewiesen hatte, fragte ich ihn gradezu, was jener Beiname zu bedeuten habe.

Er wurde sehr zornig. »Wer hat dich das dumme Wort gelehrt?« rief er, indem er von seinem Sitze aufsprang. Aber, bevor ich noch zu antworten vermochte, saß er schon wieder neben mir. »Laß, laß!« sagte er sich besinnend; »es bedeutet ja eigentlich das Beste, was das Leben mir gegeben hat. – Ich will es dir erzählen; wir haben wohl noch Zeit dazu. –

HANS DOMINIK und KURT MATULL

John Workmann der Zeitungsjunge

1909

[4] Abseits von der spielenden Gruppe stand ein schwächti-ger, blondlockiger Knabe von 12 Jahren, preßte sein Gesicht dicht an eine der mächtigen Spiegelscheiben und schaute mit

weitgeöffneten Augen auf die große Zweifarbenpresse, welche ununterbrochen wie ein märchenhaftes Ungeheuer große, farbige Zeitungsblätter mit mathematischer Genauigkeit aus seinem Innern heraus beförderte.

[...]

Sein sehnlichster Wunsch war es, auch einmal eine solche Maschine zu bedienen, ja, in seinem kühnen Traume sah er sich sogar als Besitzer solcher Maschinen und wenn er auf dem »Broadway« als einfacher »Zeitungsboy« seine Zeitungen verkaufte, dann hatte er das Gefühl, als stände er im Dienste eines den Menschen unbekanntem, ungeheuren, mechanischen Riesen. – Ein Gefühl von Stolz und Selbstbewußtsein erfüllte dann den einfachen Zeitungsboy, das ihn weit über seine Käufer hinaushob.

[...]

[6] Hart und unerbittlich ist der Weg der meisten unter den Zeitungsboys und doch – mit Stolz betrachtet der Amerikaner die wetterharten, zielbewußten, flinken Burschen und nennt sie: die Finanzgarde. –

[7] Denn aus diesen Reihen, aus dieser harten Schule kommen die leitenden großen Männer Amerikas – die Fürsten des Goldes. –

Die strenge Lebensschule stahlte die Boys zu felderprobten Soldaten. –

Es war ein kleines, ärmliches Heim von Stube und Küche in einem Hinterhause der 32^{ten} Straße auf der Ostseite in New York, welches der blondlockige zwölfjährige Zeitungsjunge aufsuchte.

In scharfem Trab machte er den Weg nach Hause. – Gewandt wie eine Eidechse, schlängelte er sich durch den Wagenverkehr, mit lustigem Hoppla vor Pferden und Autos oftmals so scharf vorbeispringend, daß man an ein Wunder glauben konnte, wenn er mit heiler Haut auf dem Bürgersteig ankam.

Aber er war an das sinnverwirrende Treiben und Jagen der Wagen auf dem Broadway gewohnt. –

Mit sicherem Blick prüfte er die ihm zur Verfügung stehende Oeffnung zwischen Straßenbahnwagen und Fuhrwerk – mochten Kutscher und Wagenführer über seine turnerische Kühnheit schelten – er war bereits davon und hörte nichts. –

Als er vor dem schmucklosen, nüchternen Mietshaus ankam, in dem seine Mutter wohnte, ließ er einen gellenden Pfiff ertönen – einen Kunstpfiff auf zwei Fingern, den er sich gelernt. –

Das war jedesmal sein Freudensignal für die wartende Mutter.

[...]

[41] Es war das höchste Geschöß, der 36. Stock des Zeitungspalastes, in welchem sich fern von allem Getöse der Großstadt der Privatraum des Zeitungsriesen befand. Nur ganz dumpf, wie ein weit entfernter Donner, tönte der Lärm aus der Tiefe empor.

Weit über die Häuser fort zum Hafen, wo die Freiheits-Statue golden aufblinkte, über die grüne Insel von States Island fort reichte der Blick zu dem blau-grün schimmernden Ozean.

Ganz deutlich konnte John Workmann soeben in der Hafeneinfahrt einen der Riesenpassagierdampfer von Deutschland erkennen, trotzdem er nicht größer wirkte, wie eine Nußschale.

[...]

[44] Während sich John Workmann setzte, betrachtete Mister Bennett mit scharfen Blicken den Knaben, und der Eindruck, welchen John Workmann auf ihn machte, mußte ein sehr befriedigender sein, denn der harte Gesichtsausdruck milderte sich und in die grauen Augen des Zeitungsriesen trat ein warmes Leuchten.

»Sie leben bei Ihrer Mutter?« begann Mister Bennett und blätterte in einem kleinen Aktenstück, in dem, ohne daß es John Workmann wußte, alle seine Personalien, ja, man konnte fast sagen, der gesamte Lebenslauf bis zum heutigen

Tage auf Erkundigungen von Mister Bennett eingetragen waren.

»Jawohl«, antwortete John Workmann.

»Ich habe erfahren«, sprach Mister Bennett weiter, »daß Sie Ihre Mutter, die kränklich ist und nicht erwerbsfähig, bereits seit Jahren ernähren.«

»Jawohl, das tue ich.«

»Ihr Vater starb vor vier Jahren. Er war ein Deutscher von Geburt. Und, wie ich gehört habe, ein nicht besonders praktischer Mensch. Er malte Porträts, nicht wahr?« Wiedermum bejahte John Workmann und wunderte sich im stillen, woher der Zeitungsriese das alles wußte. Mister Bennett las noch eine Weile in dem Aktenstück, dann klappte er es zu, blickte John Workmann fest an und sagte:

»Ich glaube, Sie sind aus dem Holze geschnitzt, aus dem einmal ganze und tüchtige Männer werden. [45] Ich liebe es, solche Männer in meinem Betriebe zu beschäftigen. Haben Sie Lust, bei mir als Arbeiter einzutreten, so bin ich gern bereit, Ihnen den Platz, an dem Sie zu stehen wünschen, anzuweisen. Wofür interessieren Sie sich?«

»Für Maschinen.«

»Recht so«, erwiderte Mister Bennett, »die Maschinen sind die Beherrscher der gesamten Welt. In den Maschinen liegt das Höchste, was wir besitzen können; das heißt, in praktischer Beziehung. [. . .]«

[. . .]

[81] »Sieh' mal, Mutter«, sagte John Workmann, »ich habe den Zweck erreicht, genau wie ich wollte. Um das zu werden, was ich vorhabe, war es nötig, daß ich den Riesenapparat, der in solcher Zeitung steckt, in allen seinen Details kenne.

Das ist nun geschehen. Ich kenne den Betrieb der Druckmaschinen, weiß, wie die Setzmaschinen gehandhabt werden, kenne also ihre Vorzüge und Nachteile und habe gesehen,

wie eine Maschine sparsam bedient werden kann und was sie leisten muß.

[. . .]

[83] Die Menschen, welche nur Körperkraft besitzen, vermögen allerdings auf dem Arbeitsplatz, auf dem sie stehen, nur mit allem, was sie besitzen, einzutreten und das genügt ihnen auch.

Derjenige Mensch aber, der mit einer großen Intelligenz begabt ist, kann diese nur voll und ganz ausnützen, wenn seine Arbeit voll und ganz mit seiner Intelligenz im Einklang steht.

Mir sagt man nun dort in der Druckerei und in den Maschinenräumen nach, daß ich in meinem Kopf eine große Portion solcher Intelligenz hätte.

Und ich muß dir auch offen gestehen, Mutter, ich wüßte nicht, wo ich den Arbeitsplatz bei Mister Bennett fände, an dem ich meine Kräfte so ausnutzen könnte, daß ich mich zu meiner inneren Zufriedenheit voll und ganz betätigen könnte.«

Mit großen Augen blickte seine Mutter auf ihn. Zum ersten Male sprach sie mit ihrem Sohne in [84] solcher Art. Wie ein ganz fremder Mensch erschien ihr plötzlich der Knabe.

Sie erfuhr plötzlich den bitteren Schmerz, wie so viele andere Mütter, wenn das Kind anfängt, die Knabenschuhe auszuziehen.

Zu antworten wußte sie nichts.

Das, was John ihr sagte, war ihrem einfachen Denken zu hoch.

Sie fühlte wohl die Wahrheit der Worte, aber sie vermochte den Sinn nicht zu erfassen.

[. . .]

[103] »Ich kann es Ihnen ja ruhig sagen. Ich habe die Absicht, einmal dasselbe zu werden wie Mister Bennett.«

»Alle Achtung«, lachte der junge Redakteur. »Da hast du dir ja keine kleine Lebensaufgabe gestellt. Ich wünsche dir viel Glück dazu.

Bist du dir denn auch schon klar, wie du das anstellen willst?»

»Selbstverständlich«, erwiderte John Workmann. »Aus dem Grunde bin ich ja zu Ihnen gekommen, um mich von Ihnen belehren zu lassen. Ich möchte bei Ihnen lernen, was ein Redakteur zu arbeiten hat.«

»Aha, ich verstehe«, erwiderte der Redakteur, den die Art und Weise John Workmanns amüsierte.

[...]

[111] »[...] All die großen Vermögen, welche wir hier in Amerika und überhaupt in der Welt besitzen, sind nur die Folge von günstigen Spekulationen.

Arbeit, in dem Sinne, wie der geistige oder technische Arbeiter sie ausführt, vermag niemals ein Millionenvermögen zu gewinnen, selten nur geschieht es, daß sie auch nur annähernd imstande sind, sich durch die Zinsen ihres Ertrages zu ernähren.«

In John Workmann arbeiteten seine Gedanken mit dem neuen Problem, das der Redakteur ihm gegeben, so mächtig, daß er mit starren Augen auf den Erzähler blickte, kein Wort sagte und nur tief Atem schöpfte.

Ihm erschien plötzlich die gesamte Weltordnung von einem anderen Standpunkte. Da war ihm nun endlich das Problem, wie man ein reicher Mann wird, gelöst. – Was bisher nur dumpf sich in ihm geregt hatte, die Erkenntnis, daß auch die angestrengteste technische oder geistige Arbeit nicht imstande sei, ein Millionenvermögen anzuhäufen, das war ihm jetzt absolut klar geworden.

[...]

[121] Immer wieder wie eine eherne Wahrheit hatte sich ihm der Satz, den Mister Berns gebraucht, ins Gehirn geprägt: Große Vermögen erringt man nur [122] als Arbeitgeber für Tausende von Menschen oder als glückbegünstigter Börsenspekulant.

[...]

[149] Die Mutter schlug die Hände zusammen:

»John, John, du versündigst dich. Ist das nicht etwa genug,

was du da sagst. Beten nicht Tausende von Menschen zum lieben Gott, daß er ihnen ein behagliches Heim, ein warmes Bett und ein gutes Essen gibt. [...]

»Ganz gewiß«, antwortete John Workmann, »aber du mußt nicht vergessen, daß es eben unter uns Menschen zu unterscheiden gibt. Ich kann doch nicht deswegen, weil sich Tausende nach einem warmen Essen und behaglichen Heim sehnen und es nicht [150] haben, mich nun glücklich schätzen, daß ich solches besitze.

Es kommt doch immer darauf an, Mutter, was man eben als das höchste Glück in der Welt ansieht. Für mich ist ein behagliches Heim zurzeit nicht das Höchste, sondern nur für dich!

Und das nur aus dem Grunde, damit ich den Weg vorwärts gehen kann, den ich mir vorgeschrieben habe.

Ich eigne mich nicht zum einfachen Arbeiter. Ich vermöchte es nicht fertig zu bringen, stundenlang an der Stelle bei einer Maschine zu stehen und im Laufe eines Tages, einer Woche oder eines Monats stets dieselbe Tätigkeit tausendmal zu wiederholen.

Solche Beschäftigung können nur Leute ausüben, welche kein weiteres Interesse in sich fühlen. Und diese Leute, diese einfachen Arbeiter, sind in ihrer Art mit ihrer Beschäftigung vollkommen zufrieden in dem Leben, weil sie eben auf ihrem Arbeitsplatz den höchsten Grad ihres Könnens erreicht haben.

[...]

[153] Nein, Mutter, ich will kein Reporter werden, sondern ein tatsächlicher Berichterstatte, oder besser gesagt, ein Journalist!«

»Was ist denn ein Journalist? Ich habe das noch nie gehört.«

»Das glaube ich, Mutter. Ich werde es dir erklären.

Ein Journalist ist derjenige Mitarbeiter einer Zeitung, welcher aus fremden Ländern Berichte schreibt über Politik oder über das wirtschaftliche Leben daselbst. Oder welcher über Politik, Kunst, Wissenschaft oder aufsehenerregende

Verluste oder Unglücksfälle und sonstiges große Aufsätze für die Zeitung arbeitet.

Ein Journalist, Mutter, muß fähig sein in schwierigen Verbrechen das, was die Polizei nicht finden kann, zu erfahren.

Ein Journalist, Mutter, wie mir Mister Bennett es erklärte, muß stets für das Beste und Gute und für das Recht in der Welt kämpfen. Und um zu verstehen, was das Beste und Richtige ist, muß er reisen.

Nur dort in der Ferne, in fremden Ländern, unter Menschen, vermag er die Griffe zu lernen, welche er für seinen Beruf nötig hat.«

»Das ist mir alles zu hoch«, erwiderte seine Mutter. »Ich erkenne nur aus deinen Worten, daß du nicht mehr bei mir bleiben, sondern fort von mir willst.« –

[...]

[169] Das war das große Geheimnis, der große Plan, den John Workmann sich ausgedacht, und den er nun verwirklicht hatte.

Er wollte für alle die armen Jungens in der Riesenstadt, welche eltern- und heimatlos sich durch das Leben schlugen, ein Heim gründen.

Er kannte ihre erbärmlichen Unterkunftsstätten, für die sie teures Geld bezahlen mußten. Wenn sie das nicht wollten oder zu sparsam waren, mußten sie unter den Hochbahnbögen oder auf den Hausfluren trotz der Kälte hausen.

[...]

[170] In allen aber steckte die Sehnsucht nach besseren Zeiten, welche sie dadurch herbeizuführen wünschten, daß sie möglichst viel und möglichst schnell Geld verdienten.

Für diese Boys nun, für seine Kameraden, wollte John Workmann ein gutes Werk tun.

Als es Abend war, machte die Wohnung einen festlichen Eindruck. Das Licht war angezündet, zwei Tische weiß gedeckt, in der Küche brodelte Wasser für den Tee, und Brot und Butter standen auf dem Küchentisch.

Fast zaghaft und scheu kamen die ersten Broadwayboys in die Wohnung. Mit einer Art ehrfürchtiger Scheu blickten sie auf John Workmann, der in seinem Sonntagsanzug mitten im Versammlungszimmer stand, und endlich, als vierzig Jungens anwesend, folgendes sagte:

»Boys, ich habe Euch hierher eingeladen, damit Ihr von Eurem Eigentum Besitz ergreift. Keiner von Euch braucht mehr auf der Straße liegen, sondern kann für wenig Geld hier in der Wohnung schlafen, [171] essen und trinken. Wir wollen uns jetzt hinsetzen und alles genau besprechen und festlegen, wie wir unseren Zufluchtsort halten und womöglich fördern können. Nehmt jetzt Platz und hört weiter zu.«

[...]

[190] Einer nach dem andern schief auf dem Stuhl, wo er gerade saß, ein oder legte sich auf den Fußboden.

Nur John Workmann wachte noch. – Ernst blickte er auf seine schlafenden Kameraden und ließ noch einmal all' die Ereignisse vorüberziehen. – Sein Plan war geglückt. – Für das Mutchen und die Boys war gesorgt. – Nun konnte er, aller Sorgen ledig, in die Welt ziehen, um etwas zu werden. – Jetzt hatte er sein Recht dazu erworben. –

Und vor sich sah er sich selbst als erwachsenen Mann und vielen Tausenden Brot durch Arbeit gebend.

Das sollte sein Ziel sein. –

Dasselbe wie der Zeitungsriese. –

AGNES SAPPER

*Werden und Wachsen.
Erlebnisse der großen Pfäfflingskinder*

1910, 6.-11. Tsd. 1911

[8] Wir hingegen betreten nun das große Gebäude, gehen vorüber an den Lehrzimmern des ersten Stocks, an dem Konzertsaal des zweiten und hinauf in den dritten, in dem sich die Privatwohnung des Direktors befindet. Um Mittagszeit füllen sich täglich diese Räume, und als Frieder, der jüngste der vier Pfäfflingssöhne, in das Wohnzimmer trat, war um den großen, gedeckten Eßtisch schon die Familie versammelt. Von den verschiedensten Seiten waren sie gekommen: Vater Pfäffling, der Direktor, aus den unteren Räumen der Musikschule, Wilhelm, der lange Student, aus dem naturwissenschaftlichen Kolleg, Otto von einer Felddienstübung, die er als Einjähriger mitgemacht hatte, Marie, die erwachsene Tochter, aus einem Nähkurs, und Else, die jüngste, aus der Töchterschule.

[. . .]

[23] Karl hatte ganz harmlos den jüngsten Bruder gefragt: »Und du kommst jetzt in die Klasse von Professor Weidler?« Darauf erwiderte Frieder: »Nein, ich gehe zur Musik.« Herr Pfäffling hörte diese Worte, die ihm wie offene Widersetzlichkeit klangen, der fröhliche Ausdruck wich aus seinem Gesicht, ein heftiges Wort lag ihm auf den Lippen. Aber in demselben Augenblick fühlte er einen freundlichen Druck der Hand, die ihn immer zu beruhigen verstand. Frau Pfäffling stand auf: »Gehen wir noch [24] ein wenig durch den Garten«, sagte sie, »komm Frieder!« und während alle sich erhoben und die Geschwister erstaunt Frieders Äußerung besprachen, nahm die Mutter ihren Jüngsten mit sich nach der vorderen Seite des Gartens und wanderte allein mit ihm durch die stillen Wege. »Frieder«, begann sie,

»wie kannst du sagen: »Ich gehe zur Musik«, wenn es der Vater nicht haben will, ich verstehe dich gar nicht!«

»Aber es ist ganz gewiß besser, wenn ich jetzt aus der Schule trete. Ulrich geht jetzt auch —« Frau Pfäffling unterbrach ihn.

»Davon können wir nachher reden. Zuerst möchte ich verstehen, warum du sagst: »so wird's«, wenn doch der Vater gesagt hat, es soll anders werden. Wenn du dich so zu uns stellst, dann ist es nicht mehr wie zwischen Kind und Eltern«, und sie entzog ihm die Hand, die er nach lieber Gewohnheit gefaßt hielt. »Mutter!« rief Frieder, und ein ehrliches Erschrecken klang aus seinen Worten, »so meine ich's ja gar nicht, gib mir doch deine Hand wieder!«

»Frieder, meine Hand ist nicht ohne des Vaters Hand zu denken, und was ihn kränkt, das kränkt auch mich.«

»Ich wollte den Vater nicht kränken, es ist ganz anders herausgekommen, als ich gemeint habe. Gewiß, Mutter, es ist mir leid.«

»Dann ist's gut, ich will es auch dem Vater sagen.« Die Hände fanden sich wieder zusammen, Mutter und Sohn wandelten hin und her, und in der trauten Abendstunde kamen dem spröden Jungen Worte über die Lippen, die seine glühende Liebe zur Musik [25] offenbarten, sein heißes Verlangen, sich ihr ganz hinzugeben. Die Mutter fühlte, wie schwer es einer solchen Natur fallen mußte, nach nüchternen, verständigen Erwägungen zu handeln, und der junge Mensch tat ihr leid.

Er schwieg nun und sie kämpfte mit sich selbst, denn ihr Herz trieb sie, nachzugeben, und ihr Verstand verwehrte es.

In diesem Zwiespalt wandte sie sich an das, was sie als das Beste in ihrem Jungen kannte, an sein Gewissen. »Frieder, du bist immer wahr gewesen, sei es auch jetzt gegen dich und mich. Sage mir, glaubst du wirklich, der Vater irrt sich, wenn er es für besser hält, daß du noch in die Schule gehst? Glaubst du, daß vernünftige Gründe dich bestimmen? Ist es

nicht nur die leidenschaftliche Liebe zur Musik, die dich hinreißt?«
[...]

»Freilich ist's die Leidenschaft zur Musik. Nichts weiter. Ich wollte, sie wäre nicht mit mir auf die Welt gekommen. Sie macht mich nur unglücklich. Aber ich kann ja unglücklich sein. Ich bleibe in der Schule. Sage du es dem Vater. Ich kann jetzt nicht zu den andern gehen. Ich lasse ihnen gute Nacht sagen. Gute Nacht, Mutter.«

[...]

[104] Nach einem Zeitraum von drei Jahren kehren wir wieder zur Familie Pfäffling zurück.

Drei Jahre – an keinem gehen sie spurlos vorüber, denn die Natur kennt keinen Stillstand.

[...]

[105] Mit dem Einzelnen verändert sich ganz unmerklich auch die Familie. Sie entwickelt sich durch die Einzelmenschen, aus denen sie besteht, durch den Geist der Zeit, der in sie hereingetragen wird. Und wo sie sich sträubt gegen Weiterentwicklung und sich verschließt gegen äußeren Einfluß, ist sie doch eine andere geworden, gerade dadurch, denn sie ist nun etwas Starres, Gebundenes, Leben Hemmendes geworden.

Keine Sorge, daß solches von der Familie Pfäffling zu sagen wäre! Wie die Eltern einst ihre Lust daran hatten, wenn die Kleinen die ersten Schrittchen machten, so nun, wenn ihre Großen selbständig Lebensschritte tun; und wie sie sich freuten, wenn ein neuer Begriff im Wörterschatz des Kindes auftauchte, so jetzt, wenn neue Gedanken und Bestrebungen erwachen bei den jungen Leuten. Denn sie betrachten sich selbst nicht als fertig, diese beiden Eltern, und eben darum sind sie es auch nicht, sondern schreiten immer weiter fort. Nur mit dem Unterschied gegen ihre jungen Jahre, daß sie die Haupttrichtung, in der sie gehen wollen, klar erkannt haben und sie fest einhalten. Dadurch üben sie ein oft unbewußtes Führeramts ihren großen Kindern gegenüber

aus. Denn wir folgen im unbekanntem Land – und das ist das Leben – gerne denen, die wir mit gutem Mut und heiterem Antlitz ruhig und stetig voranschreiten sehen. So folgten auch [106] die großen Pfäfflingskinder bei aller Freiheit der Bewegung willig der Haupttrichtung ihrer Eltern.

[...]

[300] Drei Jahre waren für Frieder in der Fremde verstrichen. Die zwei ersten waren Lernjahre gewesen und das dritte ein Reisejahr. Er hatte Glück gehabt, denn ganz ohne sein Zutun war er in das eigentliche Künstlerleben hineingekommen. Von einem rühmlich bekannten Streichquartett war er, nachdem der erste Geiger sich von seinen Genossen getrennt hatte, als Ersatz aufgefördert worden und hatte auf Zureden des Direktors angenommen. Mit seinen Kunstgenossen war er durch Deutschland, Schweden und England gekommen, die Konzerte waren von Kunstverständigen gut besucht und die Namen der Künstler berühmt geworden. Manches Zeitungsblatt hatte der Mutter und den Geschwistern daheim berichtet von den Erfolgen, die dieser jüngste Pfäffling draußen in der Welt errang. Und dann war die Nachricht gekommen, daß sie alle erholungsbedürftig seien und entschlossen, nach Abschluß dieser ersten Reise sich ein paar Monate Ruhe zu gönnen vor Antritt der zweiten, die sie nach Frankreich [301] führen sollte. Seitdem waren Frieders Briefe immer kürzer geworden, bald hoffte er umso ausführlicher mündlich zu berichten, und die Freude, die Seinigen wieder zu sehen, sprach aus jeder noch so kurzen Mitteilung.

So war der Vorabend von Frieders Heimkehr gekommen, ein Sonntag.

[...]

[312] »Ja, ja«, sagte Frau Pfäffling nachdenklich, »mir ist auch die Stille im Gebirg segensreich gewesen, und wenn ich's überdenke, so muß ich sagen, daß mein [313] ganzes Leben hindurch mir immer die stillen Stunden die Kraft ge-

geben haben für die lauten bewegten, für das eigentliche Leben und Wirken; ich könnte sie nie missen.«

»Und ich ebenso wenig, siehst du, Mutter, das ist ja mein Jammer! Von dir habe ich das geerbt und vom Vater das Musikalische; was sich bei euch so prächtig ergänzt hat, das Stille und das Lebhaftige, das lebt in mir als ein unseliger Zwiespalt. Ich habe Hunger nach Musik und Verlangen nach Stille, dem Hunger nach Musik bin ich gefolgt und habe sie als Beruf erwählt, aber wie finde ich nun die Stille? Es ist mir nicht wohl in solch einem Treiben, wie ich es im letzten Jahr gehabt habe. Das Reisen, das Hasten, die furchtbar Vielen, mit denen man verkehren muß, die glänzenden Säle, die geputzte Menge, die langen Abende in bunter Gesellschaft im Rausch des Ruhmes oder in der Niedergeschlagenheit des geringeren Erfolges, das Trachten und Streben nach Beifall, das alles ist mir im Grund der Seele zuwider! Wie flüchtig ist auch der Erfolg! Der Genuß ist vorbei, wenn die Töne verklingen. Ich habe am glänzendsten Konzert nicht die Befriedigung, wie wenn ich etwas komponiere, und wär's nur ein Marsch, den die Soldaten spielen, oder ein Wiegenlied, das die Mutter ihrem Kinde vorsingt. So etwas lebt weiter, das Spiel verrauscht.«

[...]

[326] Am Montag früh ging Frieder nach der Violine zu sehen, die dem Meister viel Arbeit machte. In der kleinen, stillen Werkstatt saßen sie beisammen. Über ihnen an den Wänden hingen Geigen, neue, alte, rohe weiße und glänzend lackierte, Bogen lehnten in den Ecken, Zirkel, Maße und andere Instrumente von feinsten Konstruktion lagen auf dem Arbeitstisch. Lange hatten die ungleichen Männer, der junge und der alte, still beisammen an der Arbeit gesessen, Frieder als aufmerksamer Handlanger. Jetzt sagte er: »Ob die Geige wohl fertig wird, ehe ich abreise?«

»O, das muß sein«, sagte Neureuther, »Sie müssen sie probieren. Ich hörte neulich, Sie blieben hier an der Musikschule. Ist's nicht wahr? Ich wollte nicht darnach fragen, weil Sie nie die Rede darauf gebracht haben.«

Frieder stand plötzlich auf, alles künstlich Zurückgedrängte brach aus seinem gequälten Herzen hervor. »Nein, ich habe nicht die Rede darauf gebracht, denn es ist unerquicklich für alle, die es hören müssen. Wenn man so dasteht wie ich, wenn man leibt und lebt in der Musik, sie nicht entbehren kann und doch zu dem Beruf des Musikers nicht paßt, dann ist man in einer trostlosen Verfassung.« Neureuther hatte seine [327] Arbeit weggelegt, er wollte dem jungen Freund ein beruhigendes Wort sagen, aber Frieder sprach weiter: »Was mich freut und was ich in ruhigen Stunden kann, das ist das Komponieren, aber davon allein kann man nicht leben. Sie wissen gar nicht, was ich innerlich durchgemacht habe in diesen Wochen. Alles, was man mir freundlich anbietet und rät, ist mir nicht recht, so daß mich niemand versteht und ich selbst mir unmännlich und verächtlich vorkomme!«

[...]

[329] »Etwas Wunderbares, etwas über die Maßen Schönes«, sprach Frieder mit Begeisterung, »nichts anderes als die Lösung meines Lebensrätsels! Meister, könnten Sie mir Ihre Kunst lehren, mir dieses Bereich übergeben? Ist das möglich oder kann ich es nicht lernen? Ist es etwas unerschwinglich Teures oder nicht? Ich habe ja keinen Begriff davon!« Er sah den alten Herrn an, wie wenn von dessen Ausspruch sein Leben abhinge. »Ich sehe nichts Unmögliches daran«, entgegnete Neureuther, »wenn Sie das lernen wollten – Sie verstehen schon so viel davon – in zwei Jahren ginge das, und so lange könnte [330] ich Ihnen zuliebe noch ausharren, denn wahrhaftig, Sie sind mir lieb wie ein Sohn, und mir wäre es eine Herzensfreude, Ihnen das Geschäft zu übergeben.« Da wurde Frieder ganz stille, lehnte sich gegen das Fenster, überblickte die kleine Werkstatt, die ihm lieb gewesen von klein an, und sprach dann mit einer Bewegung, die er kaum meistern konnte: »Mir ist's, wie wenn mich jemand fragte: »Willst du das Paradies übernehmen?««

[...]

[332] Als er die kleine Werkstatt verlassen hatte, sahen ihm

die beiden Alten nach. »Der besinnt sich nicht noch einmal anders«, meinte Frau Neureuther.

»Nein, der hat heute sein Lebensglück gefunden.«
Es war schon die Mittagsstunde, heißer, strahlender Junitag, als Frieder halb wie im Traum in die Wagnerstraße einbog. Als ein trübseliger, ratloser und mit sich selbst unzufriedener Mensch war er heute morgen langsam in Gedanken versunken diesen Weg gegangen, als ein von aller Pein erlöster, frohlockender, entschlossener Mann eilte er raschen Schrittes, unbekümmert um die Mittagsglut, denselben Weg zurück. Ganz nahe an Ulriken's Haus sah er diese eben heimkehren und in ihrer Haustüre verschwinden. Und in demselben Augenblick, da er sie sah, war er auch entschlossen, zu ihr zu gehen. Sie vor allem mußte wissen, was er vor hatte, welche Wendung heute sein Leben genommen hatte, das Leben, das sie teilen sollte. Verschwunden wie Nebel vor der Sonne waren all seine Bedenken, ob sie ihn lieb habe, ob sie ihn achte, ob sie ihre eigenen Lebenspläne aufgeben würde, nichts fühlte er, als daß er [333] sie nun mit in sein Glück hineinziehen müsse. Und nicht einen Augenblick zögerte er anzuläuten an ihrer Glocke, sie in ihrem Zimmer aufzusuchen, das er nie betreten hatte.

[334] »[. . .] Kommst du mit mir in das kleine Paradies, das sich mir heute aufgetan hat, teilst du mein Glück? Verstehst du mich eigentlich oder rede ich ganz konfus?«

»Ja, ganz konfus«, sagte Ulrike, aber sie sah ihn dabei mit strahlender Liebe an, »ich weiß nicht, wo dein Paradies ist, aber wenn du mich hinein führen willst, so gehe ich mit dir und bleibe bei dir!« Da zog er sie an sich in unbeschreiblicher Wonne. Die beiden jungen Menschenkinder sprachen sich in seligem Glück die Liebe aus, die in ihren Herzen fest gewurzelt war und so lange im Verborgenen geblüht hatte.

JÜRGEN BRAND

Gerd Wullenweber.

Die Geschichte eines jungen Arbeiters

1915

[19] Seit Menschengedenken hatte diese Gegend fernab von allem Verkehr mit der Außenwelt in stiller Zurückgezogenheit dagelegen. Die meisten älteren Leute kannten die Eisenbahn nur vom Hörensagen; nur ganz wenige hatten das Wunderding gesehen, und die darauf gefahren waren, konnten an den Fingern hergezählt werden. Da war es kein Wunder, daß, wo sich zwei im Felde, oder auf dem Wege, oder im Krüge trafen, von nichts anderem geredet wurde, als von der Eisenbahn.

[. . .]

[24] Kurzum, da war wenig, was von der allgemeinen Umwälzung verschont blieb. Die Veränderung kam natürlich nicht plötzlich, sondern ganz allmählich; aber sie kam gleichwohl mit der Macht eines unabwendbaren Schicksals, dem niemand sich zu entziehen vermochte, wenigstens nicht auf die Dauer. Die alten Leute freilich verhielten sich größtenteils ablehnend oder nahmen das Neue nur schwer und mit Widerstreben an; desto leichtere und freudigere Aufnahme fand es bei den Jungen.

Inmitten dieser Umwälzungen wuchs der junge Gerd Wullenweber heran. Zwar blieb Eckernworth wegen seiner einsamen Lage und dank der feindseligen Stellung des Alten eine zunächst unberührte Insel in dem aufgeregten Meere; aber dennoch sah Gerd mit seinen offenen, klugen Augen [25] das Alte stürzen und sah das Neue kommen und siegen; und wenn er sich auch der Bedeutung und der Tragweite dieser Veränderungen wenig bewußt war, so gingen sie doch in keinem Falle spurlos an ihm vorüber. Sein wacher Geist fand überall Stoff zu reichlichem Nachdenken, und

die zahllosen neuen Eindrücke konnte er so wenig verlieren wie eine photographische Platte die Einwirkungen des Lichtes. Um seinen jungen aufnahmefähigen Geist in den Stand zu setzen, den Fortschritt der Zeit zu begreifen, dazu hätte er eines verstehenden Freundes bedurft, der, mehr als die Bewohner von Eckernworth, Zeit, Fähigkeit und guten Willen hatte, auf die Fragen des Knaben die befriedigende Antwort zu geben.

Das Schicksal war ihm günstig; der Freund kam.

[. . .]

[50] Da blitzten plötzlich aus östlicher Richtung vom Schacht her die elektrischen Bogenlampen auf und sandten ihre Strahlen weithin in die einsame Heide.

»Merk auf, Gerd, was ich dir jetzt sage!« Die Stimme des Lehrers klang von innerer Erregung zitternd und gedämpft. »Siehst du dort die elektrischen Lampen? Sie reden heller und dringender noch als dieser graue Stein; sie reden die Sprache der neuen Zeit, die vor unseren Toren steht. Die alten Götter, denen auf diesem Steine das Blut der Fremdlinge geopfert wurde, sie sind unterlegen. Die Fremdlinge haben dennoch gesiegt; denn sie waren die Bringer einer neuen, höheren Kultur. Jahrtausende sind vorübergezogen; das Christentum ist in die germanischen Wälder eingedrungen. Die Wälder sind gerodet; das Land ist bebaut. Dörfer und Städte sind gegründet. Kunst und Wissenschaft sind erblüht. Von göttlicher und menschlicher Liebe hat man den Barbaren gepredigt, und mit Blut und Eisen hat man Land und Volk erobert. Das Zusammenleben der Menschen schafft unaufhörlich neue Bedürfnisse. Die Bedürfnisse sind die Triebkraft der Entwicklung. Wieder sind Jahrtausende vorübergezogen; die Reichen und Mächtigen haben das Land in ihren Besitz gebracht und haben die Ärmeren gezwungen, ihnen Dienste zu leisten; immer mehr! Und« – drohend hob er seinen Arm gen Osten – »sie tun es heute noch. Man schlachtet keine Gefangene mehr, um sie den Göttern zu opfern; aber man

tut Schlimmeres. Die [51] Reichen und Mächtigen beuten die Armen rücksichtslos aus; in Werkstätten und Fabriken müssen sie frönen; aber sie bekommen den Lohn nicht, den sie verdienen. Sie schleppen ihr Leben unter freudloser Arbeit und Entbehrung hin und können nicht so viel erwerben, um sich an der Schönheit des Lebens zu erfreuen. Und ihre Ausbeuter und Unterdrücker scharren Millionen zusammen. Und wenn sie sich rühren, die Unterdrückten, dann zwingt man sie nieder mit Blut und Eisen. Wie früher, Gerd, genau wie früher.«

Hellmann hielt erschöpft einen Augenblick inne; dann flammte er wieder auf:

»Aber die Unterdrückten denken über ihr Elend nach und begreifen, daß der einzelne schwach und hilflos ist, und weil ihrer immer mehr werden, so schließen sie sich zusammen zu mächtigen Organisationen, wie die Bäume im Walde und die Halme im Ährenfeld. Und nun sind sie nicht mehr machtlos. Nun sind sie eine Macht, Gerd, der auf die Dauer nichts widerstehen kann; auf die Dauer nicht! Und auf ihren Schultern tragen sie die neue Zeit. Sie wird kommen, sie kommt schon jetzt. Da, jene Lichter sind die Morgenröte der neuen Zeit, der Zeit des Sozialismus!«

Er hielt inne und lehnte sich an den Stein; sein Haupt sank ihm auf die Brust herab, und er atmete heftig.

Gerd blickte scheu zu ihm hinüber; er war nicht minder erregt. Die Leidenschaft, mit der Hellmann gesprochen, hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, und er wagte nicht, ein Wort zu reden.

[. . .]

[65] Endlich hielt der Zug in Hannover, und alle Heimatgedanken und -gefühle wurden zurückgedrängt durch die Fülle der neuen Eindrücke. Die gewaltige Bahnhofshalle, das Gewimmel fremder Menschen, die alle eilig durcheinander hasteten, dann der Anblick der großen Hotels, der wohlgepflegten Straßen mit ihren gewaltigen Häuserreihen, der Straßenbahnen und sausenden Automobile, das

alles wirkte so sinnverwirrend auf Gerd, daß er völlig verstummte. [...]

[66] Am Nachmittag ging der Mann, ein Bekannter Hellmanns, mit Gerd nach der Fabrik, wo er am folgenden Tage eintreten sollte. Es war ein großes, schmuckloses Gebäude, und als sie über den Hof gingen, tönte aus den offenen Fenstern und Türen der Werkstätten das Geräusch der Hämmer und Räder. Im Kontor wurde die Angelegenheit sehr schnell und rein geschäftsmäßig erledigt. Gerd wurde nach seinen Personalien gefragt, je ein gedrucktes Exemplar der Arbeitsordnung und des Lehrvertrags wurde ihm ausgehändigt, und ihm wurde bedeutet, daß er am anderen Tage früh um 7 Uhr anzutreten habe beim Meister G. in der Gießerei; in den anderen Abteilungen war zurzeit keine Stelle frei. Damit war er entlassen.

[...]

[67] »Na, Gerd«, sagte der Meister, »stark scheinst du ja zu sein; das ist gut; leicht ist die Arbeit hier nicht. Aber das lernt sich alles mit der Zeit, wenn man den guten Willen hat. Hier in der Gießerei sind noch mehr Lehrlinge eingestellt. Hoffentlich kannst du dich gut mit ihnen vertragen. Nun komm.«

Dann führte ihn der Meister an seine neue Arbeitsstätte. Es war eine weite, hohe Halle mit Oberlicht, völlig von Rauch geschwärzt. Die Arbeiter, denen er begegnete, waren ebenso rußig wie ihre Umgebung, so daß sich Gerd in seinem neuen blauleinigen Arbeitszeug vorkam, als hätte er ein Sonntagsgewand an. Der Meister hatte wohl seine Gedanken erraten und lachte: »Es wird nicht lange dauern, dann siehst du gerade so schwarz aus wie die anderen.« Schon recht, dachte Gerd, tiefer als bis auf die Haut geht's nicht.

An der einen Längswand der Halle waren zwei gewaltige Schmelzöfen gemauert. Zwei kräftige junge Arbeiter mit Lederschürzen und großen Schutzbrillen trugen an einer eisernen Bahre zwischen sich einen Tiegel mit flüssigem Me-

tall. Es zischte und knallte in dem Tiegel und sah gefährlich aus, wenn aus der weißglühenden Masse feurige Spritzer den Trägern an die Kleider, auf die Hände und gar ins Gesicht flogen; aber die schienen von alledem nichts [68] zu spüren; sie gingen ruhig im Gleichschritt auf eine am Erdboden stehende runde Form zu und gossen den Inhalt ihres Tiegels in die kleinen Gießlöcher, als wäre es Suppe oder dergleichen. Dabei zischte und knallte und sprühte es fortwährend. Gerd durchrieselte etwas wie Furcht. Wenn einer von den beiden Arbeitern strauchelte? Erschrocken trat er einen Schritt zurück. »Hallo, Gerd!« rief der Meister, »was machst du?« Er mochte wohl den Zusammenhang begreifen. »Ist nicht so schlimm, wie es aussieht, mein Junge; nur die Augen aufmachen und ruhig Blut behalten.«

[...]

Mit der Zeit lernte er auch seine Arbeitskollegen kennen und schloß sich enger an sie an; mit dem jungen Arbeiter, [69] mit dem er zusammenarbeitete, verband ihn schon nach kurzer Zeit ein herzliches Verhältnis. Er hieß Wilhelm Burgmeier; sein Vater war auch Arbeiter und gehörte, wie Wilhelm dem Freunde eines Tages auf dem Nachhausewege mitteilte, der »Partei« an. »Gehören denn nicht alle Arbeiter der Partei an?« fragte Gerd seinen Begleiter, der vielleicht um zwei Jahre älter war als er selber. »Leider nicht«, antwortete Burgmeier, »es muß ihnen erst noch dreckiger gehen, ehe sie einsehen, wohin sie gehören.« »Aber dann muß man ihnen das sagen«, erwiderte Gerd eifrig. Burgmeier lachte höhnisch auf. »Als ob das nicht alle Tage geschähe; aber sieh dir unsere Versammlungen an: sie kommen einfach nicht.« Gerd wurde nachdenklich. »Hör mal, Gerd«, sagte dann Burgmeier plötzlich, »jetzt fällt mir ein, daß ich einen Auftrag an dich auszurichten habe. Du wirst eingeladen, am nächsten Sonntag in unserem Jugendheim zu erscheinen. Das ist für uns jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen dasselbe wie für die erwachsenen Arbeiter die Partei. Solche Leute wie dich brauchen wir grade.« »Ich will es

mir überlegen, Wilhelm«, antwortete Gerd. »Überlegen?« erwiderte Burgmeier, »da gib's nichts zu überlegen. Da gehörst du einfach hin. Na, Gerd, du wirst schon kommen.« Damit trennten sich die beiden Freunde.

Und Gerd kam. Und wenn je ein Schritt ihn nicht gereute, so war es dieser, der eine Bedeutung für sein fernerer Leben gewann, die er nicht ahnen konnte. Nun erst, im ständigen Verkehr mit seinen Arbeits- und Leidensgefährten und -gefährtinnen lernte er das Gedanken- und Gefühlsleben der Klasse, der er angehörte, kennen. Eine Begeisterung sondergleichen überkam ihn, und alle freie Zeit und alle Kraft, die ihm die schwere Arbeit in der Fa-[70]brik übrig ließ, widmete er hinfort der Arbeit im Jugendheim. Er sah mit Bewunderung, wie die abgerackerten und müden Genossen und Genossinnen regelmäßig zusammenkamen; wie sie unverdrossen, trotz der schwierigsten Verhältnisse, arbeiteten, um die Lücken ihrer jämmerlichen Volksschulbildung auszufüllen; wie sie in ihren Reihen den Geist echter Solidarität pflegten; wie sie bei allem, was sie taten, das eine große Ziel im Auge hatten: brauchbare Mitglieder der kämpfenden Arbeiterklasse zu werden. Das alles erfüllte seine Seele und ließ ihn nicht wieder los. Mit rastlosem Eifer arbeitete er an seiner eigenen geistigen Befreiung, las einschlägige Bücher und beteiligte sich an den Aussprachen im Verein.

Der Eifer, mit dem Gerd sich den neuen Aufgaben widmete, sein hoher Ernst und die Lauterkeit seines Charakters erwarben ihm bald die allgemeine Zuneigung unter seinen jugendlichen Genossen und Genossinnen, und es dauerte nicht lange, so gaben sie ihm Beweise ihres Vertrauens, indem sie ihm Ehrenämter übertrugen, wie sie die Verwaltung ihrer Gemeinschaft mit sich brachten. Nach Ablauf des ersten Jahres wurde er in den Vorstand gewählt.

[. . .]

[98] Wochentags verrichtete Gerd seine schwere Arbeit in der Fabrik; er war jetzt, weil er ein kräftiger Bursche war, beim Schmelzofen beschäftigt und mußte mit seinem

Freunde Burgmeier die gefüllten Tiegel an die Gußformen tragen.

Wieder standen die beiden mit dem leeren Tiegel am Ofen. Der Zapfen wurde ausgestoßen, und unheimlich zischend und knallend ergoß sich der weißglühende Strom in den Tiegel. Der Zapfen wurde geschlossen, und die beiden Freunde ergriffen mit fester Hand die eiserne Trage, in der der schwere Tiegel ruhte.

[99] Der Weg bis zur Form war nicht weit, nur etwa zwanzig Schritte. Und doch kauerte an ihm eine unsichtbare graue Gestalt, bereit, im nächsten Augenblick zuzuschlagen. Der Weg war nicht weit; aber doch weit genug, um auf ihm ein junges, blühendes Leben in wenigen Minuten zu vernichten. Hatte der Meister die graue Gestalt bemerkt? Er schrie plötzlich: »Festhalten, Gerd!« Es war zu spät. Gerd straukelte, kam zu Fall, und mit wütendem Gezisch und Geprassel stürzte sich die weiße Glut über seine Brust. Burgmeier sprang im rechten Augenblick zur Seite. Ein entsetzlicher Schrei, unartikuliert und brüllend, wie von einem sterbenden Tier, dröhnte durch die Halle. Arbeiter sprangen hinzu und trugen den leise Stöhnenden in den Hof der Fabrik. Dort legten sie ihn auf eine Bahre. Burgmeier kniete am Kopfende nieder und hörte, wie Gerd mit letzter Kraft die Worte hauchte: »Nach Hause — — —«

Als der Arzt kam, hatte die feurige Seele unseres jungen Freundes ihre entsetzlich verbrannte Hülle verlassen; er konnte nur noch den Tod feststellen. Burgmeier kniete noch immer zitternd an der Bahre. Dem alten, freundlichen Meister rannen die hellen Tränen in den Bart; und in den Mienen der andern lagerte dumpfes Entsetzen und verhaltene Wut, daß die Fabrik wieder einen der Ihrigen gemordet hatte.

Dann kam der Leichenwagen und holte die jammervollen Überreste des armen Gerd fort. — —

Die Nachricht von dem furchtbaren Unglück verbreitete sich schnell. Noch am selben Abend kamen die jungen Ar-

beiter und Arbeiterinnen im Jugendheim zusammen. Alle, alle waren erschienen und saßen nun wie eine verschüchterte Herde zusammen und wagten nicht, laut zu sprechen. Dann erhob Burgmeier sich und sprach stockend und voll tiefer Ergriffenheit die folgenden Worte: »Jugendgenossen und -genossinnen! Unser Gerd ist nicht mehr. Er, den wir [100] alle geliebt haben, ist auf dem Schlachtfeld der Arbeit gefallen. Laßt uns klagen um ihn, denn er war der Beste unter uns. Keiner hat wie er gearbeitet für die Verwirklichung unserer Ideale. Und weil er rastlos arbeitete im Dienste unserer Sache, war er uns allen ein Beispiel, dem wir nacheiferten. Und so soll es auch ferner bleiben. Unser armer Gerd ist tot; aber sein Beispiel ist nicht tot, sondern lebt unter uns weiter und soll uns anspornen, mit gleicher Treue im Dienste der Arbeiterbewegung zu wirken wie er. Wir wollen das Andenken an unseren toten Genossen ehren und hüten wie ein teures Vermächtnis.« —

Abenteuererzählungen

Die Abenteuerliteratur verlor in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hochliterarisch an Bedeutung, erlebte auf der Ebene der Jugend- und Volksliteratur jedoch einen Aufstieg. Hier fanden Abenteuerschriften besonders in den Jahrzehnten nach 1870 wachsende Verbreitung. Daß die Abenteuerliteratur vornehmlich als Jugend- und Volksliteratur weiterlebte, beweist die große Zahl der Jugendbearbeitungen, die nun auf den Markt kamen. Genannt seien hier nur »Tokeah oder die weiße Rose. Nach Charles Sealsfield für die Jugend bearbeitet« (1895) von Paul Moritz und Karl Mays 1879 erschienene Bearbeitung des »Waldläufers« von Gabriel Ferry, um einen berühmten Bearbeiter eines berühmten Romans zu erwähnen. Mit James F. Cooper ist die Jugend, so Heinrich Pleticha, eigentlich erst in den Jahren nach 1875 bekannt geworden. Dafür sorgten Jugendbuchverlage wie Ensslin & Laiblin, Thienemann und Schaffstein, die Bearbeitungen der Lederstrumpferzählungen herausbrachten (die bereits 1845 von Franz Hoffmann vorgenommene Bearbeitung fand nur eine geringe Verbreitung). Für die Geschichte der Abenteuerliteratur jedoch ist es vor allem bedeutsam, daß die Autoren von vornherein für Jugendliche zu schreiben begannen. Der Adressatenwechsel führte zu erheblichen Veränderungen der bislang gattungstypischen Erzählmuster. Auffallend ist die Konzentration auf das Handlungsgeschehen, die Aktion. So verzichteten die Autoren beispielsweise auf Landschaftsbeschreibungen, die in den Abenteuerschriften aus der Mitte des Jahrhunderts noch breiten Raum einnahmen. In der Wahl der Motive hielten sie sich zumeist an das Eingeführte und längst Bekannte.

Die Abenteuerliteratur wurde teilweise in luxuriösen Prachtausgaben auf den Markt gebracht. Gegen Ende des Jahrhunderts kritisierte Heinrich Wolgast diese Editions-